

## Das Hegel-Hollywood-Modell

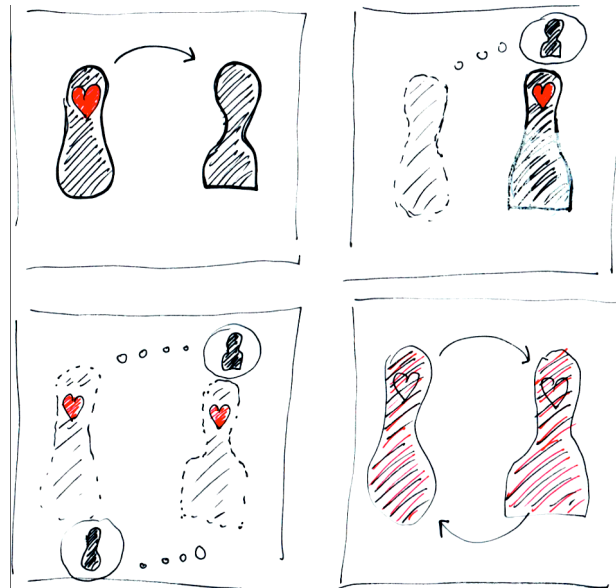
Heidi Salaverría

Anerkennung ist eine Art soziales Wirklichkeits-Vitamin: Durch Anerkennung werden wir Teil der sozialen Welt, für andere wahrnehmbar und von ihnen wertgeschätzt. Was Anerkennung bedeutet, wird vor allem im Negativkontrast deutlich: Entzieht man einem Menschen vollständig die Anerkennung, lässt ihn sozusagen unsichtbar werden, ist das gleichbedeutend mit seinem sozialen Tod. Deswegen galt die Verbannung in der Antike als eine der schlimmsten Strafen. Ähnlich ist es bei negativer Anerkennung, also bei Missachtung, Bloßstellung oder Demütigung. Der Philosoph Richard Rorty hat diesen Gedanken in der Formulierung zugespitzt, Demütigung sei das, was allen Menschen gemeinsam ist. Denn ungeachtet jedweder gesellschaftlichen und kulturellen Unterschiede sind alle Menschen anerkennungsbedürftig und daher demütigbar. Umgekehrt bedeutet das, dass Anerkennung etwas ist, das gesellschaftliche Grenzen und kulturelle Unterschiede überbrücken und bestenfalls zu mehr Gerechtigkeit führen kann.

Seit Hegel ist das paradoxe Phänomen der Anerkennung ein aus der Philosophie nicht mehr wegzudenkender Topos, der seit einigen Jahrzehnten zudem eine Renaissance erfährt. Paradox ist Anerkennung deshalb, weil (wie auch in dem zu Beginn genannten Arendt-Zitat anklingt) das Ich, um sich entfalten zu können, auf die Anerkennung Anderer angewiesen ist. Anders gesagt: Die Bedingung dafür, ein (vorübergehend) selbst bestimmtes und daher ein aktives und selbstständiges Individuum zu sein, ist die *Passivität und Unselbstständigkeit gegenüber anderen* in Hinblick auf deren Anerkennung. Es ist daher irreführend, in Fragen der Anerkennung zunächst von einem Ich auszugehen, welches sich erst in einem zweiten Schritt dem Anderen zuwendet, um von diesem so etwas wie Wertschätzung zu erlangen. Stattdessen ist es vielmehr so, dass die/der Andere zuerst da ist und nicht das Ich. In der Psychologie wie in der Philosophie besteht mittlerweile breiter Konsens darüber, dass die Ich-Bildung wesentlich auf andere angewiesen ist.

Dessen ungeachtet herrscht im Alltagsverständnis nach wie vor eine missverständliche Annahme vor: Die Annahme, dass der Sinn menschlicher Interaktionen, zu denen Prozesse gegenseitiger Anerkennung grundlegend gehören, darin bestünde, sich als selbstidentisches Ich in Anderen zu spiegeln und dadurch Selbstbestätigung zu gewinnen. Das Problem dieser Spiegelmetapher besteht darin, dass im Grunde das Selbe im Selben bestätigt werden müsste. Der Traum liegt nicht fern, sich eine Verdoppelung des eigenen Ich zu wünschen, welches das eigene Ich am besten verstünde und in seiner Identität bestärken könnte. Doch bereits die mythologische Figur des Narziss ertrinkt bei dem Versuch, sich mit seinem Spiegelbild zu vereinen, in das sie sich tragischerweise verliebt hatte, als sie sich im Weiher erblickte. Genau genommen würde dieser Traum nur dann funktionieren, wenn das „Spiegelselbst“ genau das sagte und täte, was man sich wünscht, *ohne dabei mit einem selbst identisch zu sein*, und gerade das ist paradox. Denn damit das Selbst nicht allein bleibt, müsste das Spiegelselbst ein eigenes, das heißt *ein anderes* Selbst mit einem Eigenleben sein. Andersfall würde es genügen, die Bildschirmkamera am Rechner zu aktivieren und sich selbst beim Sprechen zuzuhören. Wie alpträumerhaft der narzisstische Traum in Wirklichkeit ist, zeigt der Film *Being John Malkovich* sehr plastisch: Malkovich steigt darin in seinen eigenen Kopf und findet sich in einem Restaurant wieder, in dem ihm lauter Malkoviches begegnen, die nichts anderes sagen als „Malkovich, Malkovich.“ Schreiend springt er schließlich aus dem Fenster und entkommt damit glücklicherweise dem psychotischen Szenario.

Hegel hat in seinen Frühschriften die Bewegung der Anerkennung mit der Verliebtheit verglichen, an der sich gut zeigen lässt, inwiefern die paradoxe Spannung zwischen Ich und Anderem unausweichlich ist. Sie lässt sich mit folgendem Schaubild exemplifizieren, das ich das *Hegel-Hollywood-Modell* nenne:

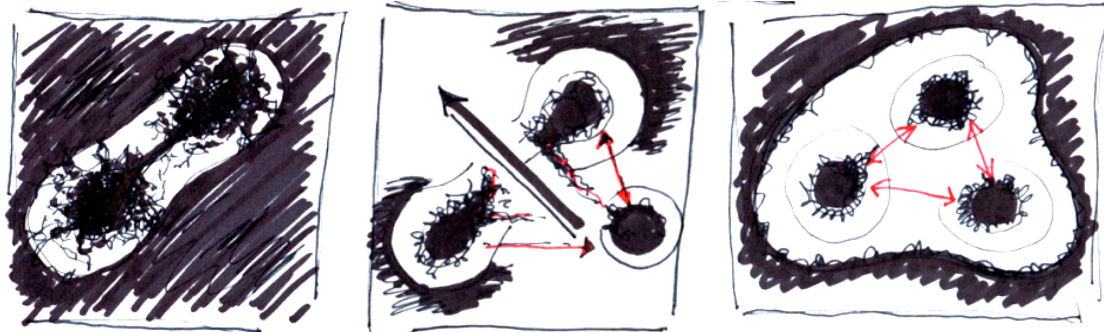


In der Verliebtheit ist es so, dass Verliebte vorübergehend, in den Worten Hegels, „außer sich“ sind. Nennen wir die beiden Figuren im Schaubild der Einfachheit halber Links und Rechts. Links denkt immerzu an Rechts (Panel 1). Da aber im Anfangsstadium der Verliebtheit noch nicht klar ist, ob Rechts Links zurücklieben wird, ist Links in seinen Gefühlen gespalten – Halb voller Vorfreude und Erwartung, halb voller Ängste, zurückgewiesen und damit nicht anerkannt, sondern gedemütigt zu werden. Man kann daher sagen, dass Links vorübergehend porös wird, seine Konturen zur Außenwelt lösen sich partiell auf (Panel 2). Dies ist das Stadium, an dem sich die Epoche der Romantik abgearbeitet hat – der tragische Rausch eines Außer-sich-Seins, der schlimmstenfalls zum Selbstmord des Verliebten führt, weil er die Ungewissheit potenziellen Zurückgewiesenwerdens nicht erträgt, in der sich seine gesamte Welt aufzulösen droht. Bestenfalls sieht das Szenario folgendermaßen aus: Auch Rechts verliebt sich in Links, ist *außer sich* und beginnt deswegen, ebenfalls porös zu werden (Panel 3). Kommt es schließlich zum Geständnis der Liebe und beide sinken erlöst in die Arme des jeweils Anderen, führt dies zum *Happy End*, denn beide schenken sich gegenseitig ein Herz zurück, das sie zuvor aneinander verloren haben, oder, in den Worten Hegels: „Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend.“<sup>1</sup>

Man kann diese Dynamik als *Hegel-Hollywood-Modell* bezeichnen, da es bei Hegel, ähnlich wie in Hollywood-Produktionen, am Ende des Anerkennungsprozesses (und Liebe stellt eine wesentliche Ebene der Anerkennung dar) zu einer geglückten Auflösung der Spannung oder, in den Worten Hegels: zu einer Versöhnung kommt. Das Ich ist jeweils wieder bei sich, die porösen Konturen werden fest, die Selbstständigkeit der eigenen Autonomie wieder hergestellt. Doch fängt, wie wir alle wissen, Anerkennung in der Wirklichkeit erst an, interessant zu werden, wenn im Hollywoodfilm der Abspann läuft. Anerkennung ist kein statischer Zustand, das lässt sich an dem eingangs genannten Bild von Anerkennung als Wirklichkeitsvitamin verdeutlichen:

<sup>1</sup> G.W.F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt/M. 1989, 147.

Der Körper ist ein lebendiger Organismus und benötigt täglich Vitamine. Ebenso ist es mit dem Selbst und seiner Anerkennungsbedürftigkeit. Doch wäre es falsch, andere deswegen darauf zu reduzieren, Anerkennungs-„Versorger“ des Selbst zu sein! Denn *das, was an der Anerkennung nährt*, ist gerade die *Andersheit*, mit der das Selbst versorgt wird.<sup>2</sup> Klarer wird dieser Gedanke, wenn man sich vor Augen führt, wie sich das Ich überhaupt bildet. Lassen Sie mich das an einem weiteren Schaubild veranschaulichen:



Es besteht mittlerweile, psychologisch wie philosophisch, Einigkeit darüber, dass jeder Mensch zunächst, wenn er geboren wird, noch keine Ich-Vorstellung hat. Zu Beginn ist eher von einem symbiotischen All-Eins-Gefühl auszugehen, in dem das Kind sich noch nicht als getrennt von der Welt und seiner primären Bezugsperson (traditionell der Figur der Mutter) erlebt (Panel 1). Zwischen dem dritten und dem fünften Lebensjahr kommt es allmählich zur Ich-Bildung, die, mit Freud gesprochen, im so genannten „Ödipuskomplex“ kulminiert. Man kann an dieser Stelle die berechtigte Kritik an vielen Aspekten der Psychoanalyse Freuds außer acht lassen, wichtig ist für diesen Kontext, dass das Kind gezwungen ist, seine personale Getrenntheit von der primären Bezugsperson *anzuerkennen*. Und es lernt dies durch den Eintritt der Figur des Dritten (traditionellerweise der Figur des Vaters). Das Kind nimmt wahr, dass die primäre Bezugsperson keine Bedürfnisbefriedigungsmaschine ist, sondern ein Eigenleben hat. Und nicht nur das: Es lernt, dass die Bezugsperson ein eigenes Begehren hat, welches sich nicht nur auf das Kind, sondern auch auf einen Dritten richtet. Philosophisch ausgedrückt: Das Kind ist gezwungen, die *Freiheit des Anderen* und damit dessen Subjektivität anzuerkennen, dadurch, dass die Figur des Dritten die Symbiose durchtrennt (Panel 2). Die narzisstische Kränkung, nicht im Zentrum des Universums (der Figur der Mutter) zu stehen, sowie die Eifersucht gegenüber dem „Störer“ der Symbiose (der Figur des Vaters) sind dabei – paradoxerweise – Grundlage der Ich-Bildung. Denn erst, wenn das Kind die Subjektivität des Anderen begreift und anerkennt, kann es bei sich selbst diese Subjektivität herausbilden. Ich-Sagen zu lernen bedeutet die Anerkennung der Freiheit der Anderen und damit zugleich den Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache und Normen (Panel 3).

Deswegen können wir uns Anerkennung nicht selber geben. Natürlich sind Menschen dazu imstande, ab einem gewissen Alter allein zu leben, manche bevorzugen sogar die Einsamkeit gegenüber einem sozialen Dasein. Doch ein nicht unwesentlicher Aspekt dabei ist, dass beispielsweise Eremiten traditionellerweise die einsame Versenkung aus religiösen Gründen suchten. Die für die eigene Identität konstitutive Anerkennung wird dann, etwa im Christentum, durch den Glauben an eine persönliche Bindung mit der Wesenheit Gottes ausgelebt, die das Ich unendlich übersteigt.

<sup>2</sup> Siehe dazu auch: Heidi Salaverría, Andreas Hetzel, Dirk Quadflieg (Hg.), *Alterität und Anerkennung*, Baden Baden 2011.

Wenn man religiös ist, ist dies sogar die größtmögliche Form der Anerkennung: Durch ein Gegenüber, dessen Anerkennungsreservoir unerschöpflich ist.

Der Grund dafür, warum gläubige Menschen Haft und sogar Isolationshaft psychisch besser überstehen können als Nichtgläubige liegt darin begründet: Sie bleiben nicht allein, sondern haben immer ihr unendliches Gegenüber. Und noch der zurückgezogenste Eremit hat in seiner Ich-Identität die Anerkennung anderer Menschen gewissermaßen gespeichert, vor allem die Zuwendung, die er als Säugling und Kind empfangen hat. Ohne diese elementaren Anerkennungsformen ist kein Mensch überlebensfähig. Was für den Eremiten der göttliche Andere ist, ist für das Kind das elterliche Gegenüber: Unendlich anders. Ich-Sagen zu lernen bedeutet, auf diese unendliche Andersheit des Anderen gestoßen zu werden. Fortan wird das Ich einen fragilen Balanceakt darstellen: Zwischen narzisstisch-symbiotischer Selbstbestätigung und dem Durchbrechen dieser Einkapselung durch den Anderen.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Siehe auch: Heidi Salaverría, Schön, dich zu sehen! Was Anerkennung bedeutet, in: HOHE LUFT. Philosophie-Zeitschrift, Hamburg 5/2013.